

Laudatio von Dr. Michael Kötz ©

Meine Damen und Herren,

ich will ehrlich sein: als ich diese Liste sah, dachte ich, wenn er nicht so wäre wie er ist, unser Ehrengast heute Abend, dann hätte er, als er von unserer Einladung hörte, gedacht und dann auch irgendwie höflich gesagt: also eigentlich habe ich ja schon genug Preise und eigentlich muss ich doch nicht auch noch diesen Preis bekommen... Hat er aber nicht, und ich werde versuchen, heute Abend heraus zu bekommen, warum. Erst einmal aber freue ich mich sehr, dass er tatsächlich hier ist, meine Damen und Herren! Begrüßen Sie mit mir den Autor und Regisseur einer bisher schon großartigen Serie wunderbarer Filme - Andreas Dresen!!

Und jetzt werde ich Ihnen die stolze Liste seiner bisher schon gesammelten Preise mal kurz vortragen. Hat harmlos angefangen: mit einem Kurzfilm, 20 Minuten, als erste Spielfilmübung an der Hochschule für Film und Fernsehen der DDR in Potsdam: „Der Zug in die Ferne“, Premiere hatte er hier in Mannheim am 8. Oktober 1990. Dresen war da 27 Jahre alt.

Aber nur zwei Jahre später gibt es schon den ersten Preis, den Hessischen Filmpreis für „Stilles Land“. Dann ist erst einmal Pause. Vermutlich war diese Pause wichtig. Nichts ist so gefährlich wie allzu viele frühe Erfolge. Dann 1999 der nächste Preis, der „Preis der deutschen Filmkritik“, für „Nachtgestalten“. Gleich danach der „Grimme Preis“ für „Die Polizistin“, der auch den Hauptpreis des Fernsehfestivals von Baden-Baden erhält. 2002 schon der sogenannte Durchbruch, der Erfolg, von dem alle reden, Dresen ist jetzt 39 und hat es so gesehen schon mal geschafft, mit „Halbe Treppe“, Silberner Bär in Berlin, Deutscher Filmpreis in Silber, Bayrischer Filmpreis und als wollten sie damit

sagen „das haben wir doch gleich gesagt“ noch mal den „Preis der deutschen Filmkritik“. In Chicago gibt es für „Halbe Treppe“ den Regiepreis und einen Preis auf dem Filmfestival von Flandern. Das „Bundesverdienstkreuz am Bande“ wird ihm jetzt 2007 überreicht, sozusagen für seine cineastischen Verdienste ums neue vereinigte Vaterland, und nicht zu Unrecht. „Wolke 9“ bringt ihm dann 2008 einen Preis in der Certain Regard auf dem Filmfestival von Cannes und die Auszeichnung „Beste Regie“ beim Deutschen Filmpreis. Und in Karlovy Vary gibt es den Regiepreis für „Whisky mit Wodka“, und Sie werden nachher auch wissen, warum. Mit andern Worten: er sammelt die Dinger schon, ist eigentlich schon völlig verwöhnt mit Preisen, vermutlich aber hat er sie nicht einmal auf stolz auf dem Regal stehen. Vermutlich wäre ihm das zu protzig. Denn Andreas Dresen, meine Damen und Herren, folgt in seiner Arbeit einem Credo, das äußerst skeptisch gegenüber allen Höhenflügen ist und die Nähe zur Erde geradezu vergöttert. Er mag es nahe an der Wirklichkeit, dicht an den Menschen, die gerade nicht gut frisiert sind und auf Auftritt eingerichtet, er liebt die Einblicke hinter die Fassaden der psychologischen Schutzschilde seiner Filmfiguren, er mag es, ein Realist zu sein. Es muss einem jedenfalls so erscheinen. Aber ob es auch wahr ist? Ich zitiere ihn aus einem schönen Buch, das „Abenteuer Wirklichkeit“ heisst und in dem sich David Lode mit den Filmen von Andreas Dresen befasst. „Mir wird immer das angeboten, was ich gerade gut gemacht habe“, sagt er dort, und weiter: „Ende der 90er kriegte ich nur DDR-Stoffe, dann kam das Sozialdrama. Da kriegte ich nur Sozialdramen, die in Neubaugebieten spielten. Dass ging bis „Halbe Treppe“. Nach „Sommer vorm Balkon“ kamen dann nur noch Beziehungsgeschichten“, sagt er weiter und meint die Stoffe, die ihm von Filmproduzenten und Fernsehredakteuren vorgeschlagen werden.

„Keiner ist bisher zum Beispiel auf die Idee gekommen, mir einen opulent ausgestatteten Märchenfilm für Kinder anzubieten, was ich gerne mal machen würde. Ich bin eben der für die Sozialdramen. Bei mir muss es immer schwer und ernst zugehen und die Leute müssen mindestens fünf Jahre arbeitslos sein...“

Das hat mir gefallen, diese schöne Ironie, die nebenbei sowohl die Filmbranche trefflich charakterisiert, in der man eben am liebsten auf das vor allem wirtschaftlich Erfolgreiche baut, als sie auch durchblicken lässt, wie schnell man auch das Opfer seiner eigenen Vorlieben werden kann. Ich habe mir daraufhin sofort vorgenommen, deutlich vorsichtiger zu sein mit meinen Thesen. Damit es wenigstens ungefähr stimmt, was ich hier sage.

Sollen wir doch mal ganz ordentlich von vorne anfangen mit seinem Leben? Denn es ist die Kinder- und Jugendzeit, die einen weitaus mehr bestimmt als man es, zumal als Künstler, später als erwachsenes Ego wahrhaben will.

Wir sind in Gera und in der DDR, also jenem für uns rätselhaften Land hinter der Mauer, das mitsamt dieser Mauer auf seltsam schnelle Weise verschwunden ist – und dieses Verschwinden beginnt schon als Andreas Dresen erst Mitte 20 ist. Vorher war das Theater der Mittelpunkt seines Lebens: die Schauspielerin Barbara Bachmann ist seine Mutter, der Theaterregisseur Adolf Dresen sein Vater. Mitte der 70er trennen sich die beiden, Andreas Dresen ist da 14 und ich vermute mal, das war nicht so schön. Sein Vater lebt dann in West- und in Ostdeutschland gleichzeitig, die Teilung des Landes ist ein Teil seines Lebens und die beiden sehen sich selten. Papa schenkt ihm eine Super Acht Kamera und der junge Dresen verliebt sich in die Filme Rossellinis, Truffauts, Bernardo Bertoluccis. Im Filmklub von Schwerin präsentiert er einen 7-Minuten-Film, Thema ist das Schild „Sie werden platziert“ am Eingang eines DDR-Lokals, und Dresen nutzt Mamas Beziehungen aus und richtige Schauspieler müssen vor seine Amateurkamera.

Er will auf die Konrad Wolff Schule in Babelsberg und das klappt erst mal nicht, weil Papa im Westen ist. Im zweiten Anlauf wird es dann was und er macht jetzt „DREFA“-Filme: Dresens DEFA sozusagen.

Bleiben oder Gehen?, Ausreisegeschichten sind sein Thema und prägend wird der Realismus der Hochschule, in kurzen Dokumentarfilmen aus der Arbeitswelt. Dann ein latent ironischer Film über die NVA, die Volksarmee der DDR, „Was jeder muss“ und die offene Ironie in „Jenseits von Klein Wanzleben“. Der Akademiedirektor Lothar Bisky beschützt ihn und dann ist auf einmal alles anders, denn wir sind im Jahr 1989 und die ganze DDR wird zügig verschwinden. Andreas Dresen dreht seinen ersten Kurzspielfilm „Zug in die Ferne“, der wie gesagt hier in Mannheim laufen wird und den wir Ihnen in diesem Jahr noch einmal zeigen: Menschen im Wartezustand, gelähmt von innen, ratlos, wie es weitergehen wird. Zugleich ein kleines aber feines Miniaturporträt der gerade noch vorhandenen DDR, mit Stasi-Mann im Trenchcoat und Punker und dem Zug in die Ferne, der bald kommen wird. „Stilles Land“ wird sein Werk zur Meisterprüfung, sein Spielfilmdebüt, nach Wolf Biermanns Lied „Das Land ist still – noch“, mit einem Rückblick also schon damals, durchaus mit einer gewissen Melancholie, vielleicht auch auf die eigene Jugendzeit, die hier gleich mit verschwunden ist, mitsamt der Theaterwelt der Eltern.

Dresen qualifiziert sich in diesem Film für das, was ihn auszeichnen wird in vielen folgenden Filmen. Nämlich, dass er etwas verstanden hat von uns und dass er sich darin ziemlich sicher ist: dass Menschen eine Heimat wollen, in dem, was sie tun und immer eine Geborgenheit, egal, was sie sagen, und dass es eine Größe gibt, auf die man sich immer verlassen kann: die Sehnsucht danach. Weshalb nichts so dumm sei und so einfältig, wie einfach nur woanders hin zu wollen oder einfach nur vorwärts oder nach oben, was immer das sei. Und so

folgen Filme, in denen noch die Stasi-Opfer doch zur selben Geschichte gehören wie die Stasi-Täter, und manch ehemaliger Held sich genauso „abgewickelt“ fühlt wie der frühere Profiteur des Systems. Andreas Dresen will verstehen, was passiert war, politisch und privat und beides ist ohnehin dasselbe. Und er hat bei all dem ein Faible, ganz offensichtlich: auf dem Boden zu bleiben, selbst im Theater und bei jeder Art der Fiktion, nicht die Bodenhaftung zu verlieren, nicht dorthin abzuheben, wo man nicht mehr begreift, was Realität ist. Ob das eine Folge ist davon, mit Theatereltern aufzuwachsen und in einer Welt des Scheins? Ich weiß es nicht, und es kann auch genau das Gegenteil zur Folge haben. Wir wollen da auch auf dem Boden bleiben.

Mit Beginn des neuen Jahrhunderts perfektioniert Dresen seinen romantischen Realismus und emanzipiert sich vom Aufarbeiten der deutschen Ostgeschichte. Und die „Halbe Treppe“ wird ihn dabei ziemlich weit nach oben führen. Jetzt ist er in der Gegenwart angekommen und im Alltag seiner Altersgruppe. Deshalb will er auch ohne Drehbuch arbeiten: spontan und dicht dran, realistisch aber sensibel. Eine komische, eine tragische, eine wunderbare Geschichte entsteht, so authentisch wie sie entstanden ist. Er hat eine Imbissbude, sie arbeitet in der Drogerie, ein bisschen enttäuscht vom Leben. Ein anderer ist beim Radio und die Frau beim Zoll an der polnischen Grenze. Die Querbeziehungen schaffen dann die Luft, die alle zum Leben brauchten und das Glück der Selbstbesinnung. Man liebt diese Figuren, weil sie einem so nah sind und man freut sich am Humanismus ihrer Konflikte. Ein lebensbejahender Film eines prinzipiell lebensbejahenden Menschen. Selten ist einer so mit Recht dafür von vielen entdeckt worden wie Andreas Dresen. Dieser Stil, so vollkommen auf Seiten der Menschen zu sein, die so wunderbar ernst genommen werden in ihrem wirklichen, ihrem konkreten Leben, das ist für uns, die wir ein Filmfestival machen, das sich dem Autorenfilm verschrieben hat, weil diese Art von Kino

den Respekt gegenüber seinen Zuschauern pflegt, wie eine große wunderbare Bestätigung unserer Ausrichtung.

Und weil eben für Andreas Dresen der Blick auf die Menschen so bestimmend ist und so wichtig, wundert es einen nicht wirklich, dass er - Show Business hin, Show Business her – auch keine Scheu hat, diesen Humanismus auch dann zu pflegen, wenn mit Sicherheit vorher manch Geldgeber zunächst die Nase gerümpft hat: Was wollen Sie machen? Einen Film mit alten Menschen und dann mit Sex? Ja, wollte er. Weil auch da ein Lebenswunsch zu entdecken ist, der vielleicht allein deshalb bisher nicht vorkam in unserer schönen Medienwelt, weil Zweifel an der Verkaufbarkeit bestehen. Vielleicht ist das auch ein Erbe der DDR-Kultur, von dem man jetzt endlich mal so richtig öffentlich sprechen sollte: nämlich dass diese in unsern westlichen Köpfen permanent präsente Verkaufbarkeit dort vielleicht eben nicht so gut, nicht so nachhaltig gelernt wurde. In „Wolke 9“ wird das zum Segen. Da bringt die 79-jährige Inge ihre sozusagen Jahrhunderte dauernde Ehe durcheinander, weil sie sich in eine leidenschaftliche Affäre mit dem 80-jährigen Karl stürzt, und das nicht mit Händchenhalten, sondern als ansonsten eigentlich nur für die Jungen gedachten One-Night-Stand auf'm Teppich. Wäre auch für die Schauspieler ein bisschen merkwürdig gewesen, erzählt Dresen: Ausziehen mit 80.

Aber ist es nicht wunderbar, das in Szene zu setzen? Und immer noch wirkt es wie ein großer Tabubruch. Aber warum eigentlich? Kann es sein, dass wir in unserer angeblich so freien Gesellschaft in einem engen Regelwerk von Verboten leben: nämlich immer nur das zuzulassen, was sich geschmeidig auf dem Markt der Konsumgüter bewegen lässt, besonders wenn es um Film und Fernsehen geht? Ja, so ist es. Die rauen Dinge packen wir in irgendwelche Spezialschubladen der Kultur, wo sie garantiert nie mehr als 5 Prozent der Menschen zu sehen kriegen. Andreas Dresen, diese These wage ich jetzt, ist ein

homo politikus: Filme, die nicht irgendwie auch politisch sind, interessieren ihn nicht wirklich, „opulent ausgestatteten Märchenfilm für Kinder“ hin oder her. Aber nicht, dass Sie jetzt glauben, das hätte zur Folge, dass Dresen pamphletistisch werden würde. Das wird er nie. Er versteht das Politische schon richtig: als ein in jedem sogenannten Privatleben nachhaltig mit wirkendes Element. Und er vergisst auch nicht, in „Wolke 9“ zugleich das Existenzialistische der Alterserotik in Szene zu setzen: die Fallhöhe sei größer, wenn man mit 70 verlassen wird, sagt er. „Man hat nicht mehr so viel Lebenszeit vor sich und könnte einsam sterben.“ Es würde, fügt er hinzu, aber trotzdem passieren, weil eben Herz und Seele nicht einfach alt seien im Alter. Deshalb handele sein Film auch vom Sieg der Unvernunft.

Sie sehen: Andreas Dresen macht keine Filme über Menschen oder irgendwelche Themen. Er macht immer Filme mit den Menschen, immer aus deren innerer Perspektive, immer so nah und so ehrlich an ihnen dran wie möglich. Er erarbeitet sich seine Figuren buchstäblich bevor er sie in Szene setzt. Genau dafür kriegt er auch unseren Preis, meine Damen und Herren – in wenigen Minuten.

Die „Wolke 9“ wird zum neuerlichen Triumph für Dresen werden, diesmal in Cannes, 2008, wo er einen Spezialpreis in der Sektion Certain Regard gewinnt. Natürlich kommt die „Wolke 9“ auch deshalb zustande, weil sich mancher Geldgeber damals ausgerechnet hat, dass das Thema gerade Mode sei. Aber Andreas Dresen hat eine Art innere Widerstandskraft, ein gewisses Beharrungsvermögen: er will ehrlich sein in seinen Filmen und auf seine Weise auch radikal. „Halt auf freier Strecke“ ist sein neuester Film, wieder mit einem Preis auf der Certain Regard in Cannes, jetzt im Mai 2011, dem Hauptpreis sogar. Der Film kommt in der nächsten Woche in Deutschland in die Kinos und dort sollen Sie, meine Damen und Herren, ihn sich auch anschauen.

Obwohl auch hier das Thema ein bisschen abschreckend ist: der Verlust der Geisteskraft eines Mannes, der an einem Hirntumor stirbt.

Zu Ihrer Beruhigung: es ist immerhin Milan Peschel, einer der ganz grossen deutschen Schauspieler, der dies hier meisterhaft ins Bild setzt. Auch Dresens Vater ist vor 10 Jahren an derselben Krankheit verstorben. Und die Ärzte und Pfleger im Film sind echte Ärzte und Pfleger, die wissen, von was die Rede ist. Nein, lustig ist das nicht, auch wenn der Hirntumor in den Visionen des Kranken als prahlender Gesprächspartner bei Harald Schmidt auftritt. Immerhin bewirkt der Film, dass in der deutschen Presse steht, Dresen sei vielleicht der wichtigste unter den jüngeren deutschen Filmemachern. Wir stimmen zu.

Und sein „8 ½“ hat er auch schon gedreht: in schöner Tradition des Autorenfilms, ist das jener Film, in dem sich ein Regisseur mitten im schönsten Schaffen auf filmische Weise die Frage stellt, warum und zu welchem Ende er eigentlich Filmregisseur sei – „Whisky mit Wodka“, heißt Dresens „8 ½“, wobei die zwei Getränke auch den Westen mit dem Osten Deutschlands verbinden wollen. Es war Federico Fellini - von dem Sie nebenbei überhaupt alle Filme, die der jemals gemacht hat, anschauen sollten - der den ersten „8 ½ Film“ drehte und so nannte, weil es sein neunter Film war, der aber nur halb mitgezählt werden sollte, weil er so selbstbezogen sei.

Marcello Mastroiani tritt hier als Filmregisseur auf, der vergessen hat, was er drehen will dafür aber um so mehr bedrängt wird: von Bildern seiner Kindheit, von fragenden Journalisten, von Visionen der fixen Idee Kunst. Andreas Dresens Film über das Filmemachen ist ein Plädoyer für das Zusammenwirken der Menschen, ein Plädoyer für das Gesellschaftliche, ähnlich wie in Truffauts Film-vom-Film „Die Amerikanische Nacht“. Die Situation der Dreharbeiten, bei der alle Mitwirkenden immer so provisorisch leben wie andere nur beim Campen, dabei aber nicht im Urlaub sind, sondern die existentiellen Fragen des Lebens nicht nur spielen, sondern dabei heimlich immer selbst von ihnen

bestimmt sind – all dies setzt Dresen hier ins Bild, nach dem Drehbuch des genialen Wolfgang Kohlhaase, den wir im nächsten Jahr hier unbedingt wieder auf dem Festival haben wollen. Vielleicht wird Dresen nachher beim Gespräch noch davon erzählen, denn eigentlich stammt die Grundidee von seinem Kollegen Frank Beyer. Auf jeden Fall ist „Whisky mit Wodka“ ein absolut typischer Dresen geworden, ob er das wollte oder nicht. Auch hier hat der Alltag auch die Filmstars fest im Griff, auch hier verschafft sich das Wirkliche Raum gegen alles Vortäuschen, auch hier ist jede Selbstdarstellung immer latent auch eine Selbstentblößung. Sie werden es gleich erleben.

Große Ernsthaftigkeit lauert hier hinter der Komödie. So wie es sein muss. Die Frage nämlich nach dem eigentlichen, dem wirklichen, dem ehrlichen Ich hinter all den Vortäuschungsmanövern des Alltags keineswegs nur von Schauspielern; die Frage, ob das Leben nicht wie ein falscher Film sein kann, wenn wir nicht aufpassen, wenn wir nicht ehrlich und offen sind mit uns selbst. Und hinter all dem noch eine wirklich entscheidende Frage für jeden, der gerade dabei ist, inne zu halten und nachzudenken über das, was er tut: ob es überhaupt richtig ist, die Arbeit - und sei es die eines Kinokünstlers wie Dresen – so hoch zu hängen, sie so das beherrschen zu lassen, was wir alle nur einmal haben: unser Leben.

Meine Damen und Herren, ich freue mich sehr, diesem bemerkenswerten deutschen Kinokünstler jetzt unseren „Mannheimer Meisterbrief“ aushändigen zu dürfen, unseren „Master of Cinema“!

Meine Damen und Herren, begrüßen Sie mit mir - Andreas Dresen!!